

Wie Karl Thalmann, ein Entlebucher, mit 15 Jahren als Hospizknabe auf Rigi-Klösterli gekommen ist und was er dort erlebt hat

Von ihm selbst erzählt

Mitgeteilt und ergänzt von P. Siegfried v. Kaiserstuhl

Einführung

Ende August 1912 erhielt P. Anizet Regli sel., der langjährige verdiente Superior auf Rigi-Klösterli, einen Brief von einem 65jährigen pensionierten Bahnangestellten aus Feldbrunnen bei Solothurn, namens Karl Thalmann.

Der Briefschreiber stellt sich als ehemaligen Hospizknaben vor. Im Mai 1862, just vor 50 Jahren, sei er als 15jähriger Junge in unser Rigi-Hospiz zum dienen gekommen und 1862—1863 dort geblieben. Es war zur Zeit, als noch keine Bahn auf den Berg hinaufführte, sondern alles auf dem Rücken mühsam hinaufgetragen werden mußte.

Infolgedessen habe er zwar sehr streng arbeiten müssen; aber trotzdem habe er das Rigi-Klösterli in gutem Andenken bewahrt. Er bittet daher den P. Superior inständig, ihm ein Rigibüchlein zu schicken. Dafür bietet er sich an, über seine Erlebnisse als Hospizknabe im Klösterli einen längeren Bericht schreiben zu wollen. Er habe jetzt Zeit genug dazu und sein Gedächtnis sei noch frisch. Auch hoffe er, es werde den P. Superior interessieren zu vernehmen, wie es damals zugegangen sei. — Der brave Mann hat das gewünschte Rigibüchlein zugeschiedt erhalten und, als Mann von Wort, den versprochenen Bericht verfaßt und geschickt. P. Anizet hat diesen samt dem vorausgegangenen Brief ins Hospizarchiv getan. Und mit Recht. Ist er doch recht frisch und interessant geschrieben. Man sieht daraus, wie viel schwerer es die früheren Generationen hatten als wir. Manchen Mitbruder dürfte er ebenso ansprechen wie den Schreibenden.

Bemerkt sei, daß Thalmann in seiner Jugend nur eine mangelhafte Schulbildung genossen hat. Die „Hochschule“, welche er besucht habe, sei 1500 Meter hoch gelegen gewesen, und die Lehrfächer seien gewesen: Schaf-, Ziegen- und Viehhüten. Später habe er sich selber etwas weitergebildet. Umso mehr ist der ansprechende Bericht zu schätzen. Wir lassen ihn nun folgen.

Es war im Frühjahr 1862. Ich befand mich damals auf dem Wesemlin bei den Gebrüdern Schnyder, Pächter des Wesemlinhofes, als Laufbursche. Zu meinen Obliegenheiten gehörte auch, daß ich jeden Abend unserem Gutsbesitzer, Herrn Dr. Elmiger, die nötige Milch bringen mußte. Bei dieser Gelegenheit mußte ich auch die Post für uns und das Kapuzinerkloster besorgen. So lernte ich die damaligen Patres kennen. P. Maximus (Kamber von Hägendorf) war Guardian, P. Anastasius (Faßbind von Arth) Novizenmeister und P. Bernhard (Christen von Andermatt, der nachmalige General des Ordens) war Prediger im Hof. Bruder Friederich (Egger, ein Freiburger) war Pförtner.

Weil die Familie Schnyder mit dem Kloster gut befreundet war,

hatten wir oft Besuch von den hochw. Patres. Es war im Monat April, als P. Constantin sel. (Koch von Ruswil), damals Superior auf Rigi-Klösterli, auch uns einen kurzen Besuch machte. Bei dieser Gelegenheit hat er mich gesehen und, da er gerade auf den Sommer einen starken, gesunden Knaben gebrauchen konnte, frug er mich, ob ich Lust hätte, zu ihm zu kommen. Selbstverständlich besann ich mich nicht lange. Mit Freude gab ich P. Constantin die Hand und versprach, mein Möglichstes zu leisten. Ich konnte aber nicht sogleich mitreisen. Es war noch zu früh. Im Hospiz waren noch keine Gäste. Es sollte erst einen Monat später sein. In der Zwischenzeit lernte ich im Kloster Messe dienen. Bruder Friederich gab mir noch viele nützliche Anweisungen mit, ebenso Bruder Koch.

Mitte Mai kam dann der ersehnte Bericht, daß ich kommen sollte. Mit den besten Segenswünschen meiner geliebten Meisterleute, voll Freude und mit den besten Hoffnungen machte ich mich auf den Weg. Koffer hatte ich natürlich keinen. Um meine Habseligkeiten mitnehmen zu können, erhielt ich von den Gebrüdern Schnyder einen alten Militär-tornister, der viele Löcher hatte und nicht gerade modern aussah.

Von Luzern ging es zuerst per Schiff bis Weggis. Es war das erstemal, daß ich per Dampfboot gefahren. In Weggis angekommen besann ich mich nicht lange, sondern stieg rüstig die Rigi hinauf. Beim „Waldbruder“ (Heiligkreuz), machte ich Rast. Es war dort eine kleine Sommerwirtschaft, wo ich mir ein Glas Bier nebst Brot und Käse bestellte. Nachdem ich ein wenig ausgeruht und mich gestärkt hatte, machte ich mich wieder auf den Weg. Oben am Felsenthor begegnete ich einem Äipler, teilte ihm mit, daß ich nach Rigi-Klösterli wolle, und er wies mir dann einen kürzeren Weg an, statt über Kaltbad gerade hinauf nach First. Auf diesem Wege mußte ich auch über eine kleine Leiter steigen.

Es war nachmittags zirka 2 Uhr, als ich wohlbehalten im Rigi-Klösterli angekommen bin. Pater Constantin war zu Hause und nahm mich freundlich auf, musterte mich aber von oben bis unten und lächelte dabei. Ob dieses Lächeln mir oder dem Tornister, den ich auf dem Rücken hatte, gegolten, weiß ich nicht. Das erste nach meiner Ankunft war, daß ich ein anderes Hemd anziehen mußte, nachher bekam ich zu essen und zu trinken. Als ich damit fertig war, stellte mir P. Constantin den Bruder Theodor (Rüegg von Gommiswald), den Koch, vor als meinen unmittelbaren Vorgesetzten, dem ich von nun an in allem zu folgen habe.

Kann nicht mehr sagen, welche Gefühle mein jugendliches Herz beim plötzlichen Wechsel meiner Lage beschlichen. Es war alles so neu, so unbekannt, so fremd. Aber es dauerte nicht lange, so schaute

ich wieder mutig in die Welt hinaus. Ich wurde sofort bei meinem Taufnamen gerufen und angesprochen; ich war allen Bewohnern als „Karli“ bekannt.

* * *

Mein nächster Vorgesetzter, Bruder Theodor, war ein strenger, pünktlicher Mann, ein ganz ausgezeichneter Koch, aber oft etwas jähzornig. Wenn man aber bedenkt, was er im Hochsommer, wann das ganze Hospiz besetzt war, hat arbeiten müssen, so ist es begreiflich, wenn er oft den guten Humor verloren hat. In der Küche arbeiten, an der Pforte Auskunft geben, in der Kirche aushelfen usw.! — Bevor mich Br. Theodor in meine Dienstobliegenheiten eingeweiht hat, führte er mich in der ganzen Küche herum, öffnete sämtliche Kästen und Schubladen und zeigte mir den Inhalt. Darin waren große Vorräte von Geschirr, alles blank, sauber und in musterhafter Ordnung aufgestellt. Dann sagte mir Br. Theodor: „Schau dir die Sachen genau an. Schau, wo die verschiedenen Geschirrsorten untergebracht sind und halte dich immer ganz pünktlich an diese Ordnung.“ Hierauf führte er mich in den Speisesaal, dann in das Pförtnerstübchen, es war gleichzeitig die Lingerie. Auch hier öffnete er die Schränke und zeigte mir den großen Vorrat an sauberen Lingen, Servietten usw. „Alles für unsere lieben Gäste, wenn sie kommen“, sagte er. Hierauf gingen wir über die Stiege und das Brückli in die Kirche. In der Sakristei zeigte er mir die Schäfte, wo die Meßgewänder aufbewahrt werden. Was mich in der Kirche am meisten angesprochen hat, das war das liebe Muttergottesbild. Und warum? Ich habe nämlich selber die Entdeckung gemacht, daß die liebe Mutter Gottes mich überall angeblickt hat, mochte ich auch stehen, wo ich wollte. Nach dem Rosenkranz gingen wir in die Küche zum Nachtessen. Inzwischen war auch der Knecht erschienen. Er war in Arth gewesen. Er war ein mittelgroßer, starker Mann. Er gab mir freundlich die Hand und hieß mich willkommen. Melk (Niederberger aus Nidwalden) hieß er und hatte schon 14 Jahre im Hospiz gedient. So konnte er mir viele Anweisungen geben. Wir zwei waren nun an einander gewiesen. Wir speisten zusammen in der Küche. Auch hatten wir das nämliche Schlafzimmer.

Nun zu meinen persönlichen Obliegenheiten. Morgens früh um 5 Uhr und auch früher, wenn viele geistliche Herren anwesend waren, hatte ich Kirchendienst: mußte läuten und Messe dienen. Im Anfang waren nur der P. Superior und P. Leonhard (Weber, von Zug, als Helfer). Später aber hatten wir oft so bis zwölf geistliche Herren als Kurgäste. Da dauerte es oft lange, bis alle Messe gelesen. — Von der Kirche ging es dann in die Küche, aber noch nicht zum Morgenessen. Es mußte zuerst alles gebrauchte Geschirr gewaschen und an seinen Ort placiert werden. Nach dem Morgenessen hieß es Gemüse rüsten. Melk mußte die Gastzimmer

besorgen und Zimmer und Gänge wischen. Alle Tage mußte entweder Melk oder ich nach Arth hinunter, um frisches Fleisch und Brot zu holen. Am zweiten Tag schon traf es mich, diesen Gang zu machen. Unser lieber Melk hatte mir extra ein „Gabeli“ zugerüstet und die Tragriemen entsprechend meiner Größe angepaßt. Auch für einen Rigistecken hatte er gesorgt. Bruder Theodor gab mir auch die Weisung, ich solle mich drunten im Kapuzinerkloster anmelden und als den neuen Hospizknaben im Rigiklösterli vorstellen.

Ich wurde von Br. Franz (Hofstetter von Doppleschwand), Koch daselbst, freundlichst empfangen. Es freute ihn zu vernehmen, daß ich auch aus dem Entlebuch stamme, wie er. Ich war oft im Kloster. Br. Franz war ein guter, freundlicher Mann. Er war immer um mich besorgt und fragte mich oft: „Karli, hast du auch genug Hemden und Socken, um zu wechseln?“ Aber auch das Hospiz hat er nie vergessen. Jedesmal gab er mir Sachen aus dem Garten mit, allerlei Gemüse, später Kirschen, dann Birnen und Äpfel.

Die ersten Tage, da ich im Klösterli war, gab es noch nicht viel Arbeit. Die erste Abwechslung kam, als das Vieh auf die Alpen getrieben wurde. Da gab es dann etwas Arbeit für die Väter Kapuziner. Sämtliche Alphütten und Ställe wurden benediziert. P. Leonhard und ich suchten sämtliche Hütten auf. Bei dieser Gelegenheit lernte ich ein schönes Stück Rigi kennen, sowie auch die Sennen. Dieses hatte großen Wert für mich. Wenn wir nämlich viele Gäste hatten, mußte ich täglich die Milch fürs Hospiz zutragen. Wir erhielten die Milch von den Sennen umsonst, und ich hatte strenge Weisung, genau die Kehr zu machen, damit keine Hütte zu viel in Anspruch genommen würde. Jede Hütte hatte auch noch die Verpflichtung, dem Hospiz jeden Sommer fünf Pfund Butter zu liefern. Wir erhielten allerdings viel mehr. Dafür hatten die Äpler auch Gelegenheit, täglich dem Gottesdienste beizuwohnen.

Nicht alle Bedarfsgegenstände konnten wir in Arth beziehen. Eine Bötin aus Vitznau, eine Frau Zimmermann, besorgte uns diese Waren aus Luzern. Zu diesem Zwecke kam sie alle Sonntage auf die Rigi und nach dem Gottesdienste speiste sie mit dem Melk und mit mir zu Mittag in der Küche. Br. Theodor übergab ihr dann einen Zeddel, worauf alles vorbemerkt war, was sie zu bringen hatte. Alle Dienstage mußte ich dann nach Vitznau hinunter, um die Sachen in Empfang zu nehmen. Da gab es Körbe, Schachteln und kleine Geflügelbehälter auf mein „Gabeli“ aufzuladen. Bin oft nachts um 9 Uhr noch drunten am See gesessen. Wenn nämlich ungünstiger Wind war, hatten die Leute (Schiffsleute) Mühe, ihren Nauen vorwärts zu bringen. Damals war in Vitznau noch keine Dampfschiffbrücke. So bin ich manchmal in stockfinsterer Nacht bei Wind und Regen die Rigi hinaufgestiegen und am Morgen um 1 Uhr oder noch

später im Hospiz angelangt. Br. Koch oder der Melk warteten dann auf mich. Es ist auch oft vorgekommen, wenn die Witterung günstig war, daß Br. Theodor sagte: „Karli, du kannst nicht ins Bett. Es wollen einige von unseren Herren auf die Kulm, um den Sonnenaufgang zu genießen.“ Ich mußte mit, um Decken hinaufzutragen. Den Aufstieg machten wir gewöhnlich über Staffel, den Rückweg gerade hinunter über die Alpweiden. Halb fünf Uhr längstens waren wir gewöhnlich wieder zurück. Von Schlafen und Ausruhen war alsdann keine Rede; das Tagewerk ging wieder von vorne an. Nebst unseren Kurgästen hatten wir auch noch andere Gäste, Passanten. Da kam es vielfach vor, daß wir abends kein frisches Brot mehr hatten. Alsdann weckte mich Br. Theodor am Morgen früh, um drei Uhr: „Karli“, sagte er, „du mußt schnell nach Arth hinunter und Brot holen. Es ist keines mehr da zum Kolazen.“ — Es gab auch noch andere Gänge zu machen. Wenn Kurgäste angemeldet waren, mußte entweder unser Knecht oder ich dieselben abholen, bald in Weggis oder Küßnacht, bald in Arth oder Goldau. So war es auch, wenn die Gäste wieder abreisten. Diese Reise machten wir zwei gerne. Wir betrachteten sie als eine Erholung. Dazu gab es immer ein rechtes Trinkgeld und unterwegs etwas zu trinken.

Der strengste Tag der Saison war der 5. August, das Fest Maria zum Schnee. Da hatten wir unser Hospiz vollbesetzt. In jeder verfügbaren Ecke waren Tische und Stühle aufgestellt, um all die geistlichen Herren, die Fahnen- und Kreuzträger, die von Arth heraufgekommen, zu placieren und gratis zu verpflegen. P. Constantin sel. war auch nicht gerade Liebhaber dieser Spezialität. Wir drei in der Küche waren auch nicht zu beneiden. Die Nacht vorher gingen wir nicht schlafen, sondern es wurde vorgearbeitet, was möglich war in der Küche, im Speisesaal und im Keller. Am Feste selber wurde es gewöhnlich Mitternacht, bis wir unser Tagewerk vollendet und bis alles sauber, blank und wieder an seinem bestimmten Orte war. Br. Theodor setzte sich dann an den Küchentisch und stützte den Kopf mit beiden Händen. Der arme, liebe Bruder war müde, totmüde. Auch der gute Melk und ich waren froh, wieder ein wenig, etwa vier Stunden, im Bett ausruhen zu können.

Es kam der Herbst, mit ihm auch der Abzug aus den Alpen. Auch unsere Gäste gingen nach und nach fort. Allerdings hatte man immer noch viele Passanten und auch Wallfahrer. Ende Herbst gingen P. Leonhard und Br. Koch auf die Sammelreise. Dem Hospiz war ein Teil des Habsburgeramtes, des oberen Freiamtes, sowie die Gemeinden Buonas und Risch zugeteilt. Die Leute an diesen Orten waren durch ihre Pfarrherren immer avisirt, daß die Kapuziner vom Rigi eintreffen werden. Diese brauchten nicht zu betteln, sondern wurden überall freundlichst aufgenommen und gastiert. Gewöhnlich begleitete ein Bauer mit Roß und Wagen den

Kapuziner. Man sammelte die Sachen (Lebensmittel) und führte sie nach Buonas, wo dann der Bote von Arth sie per Nauen nach Arth überführte. Die Almosen bestanden hauptsächlich in Kartoffeln, in grünem und dürrer Obst und in Most. Sobald alles in Arth angekommen war, sorgte der Melk für eine entsprechende Zahl Träger, gewöhnlich acht bis zehn Mann. Ferner besorgte er auch das Zufüllen der Lagel (kleine Fässer), wovon jedes etwa 30 Maas zugeteilt erhielt, sowie das Abwägen der Säcke, jeden à ein Zentner. Das war dann je eine „Trägi“, d. h. eine Traglast. Für eine solche Traglast (ein Zentner) wurde damals von Arth bis Rigi-Klösterli Fr. 1.10 bezahlt, bis Kulm Fr. 1.80. Dazu bekam jeder Träger in allen Hotels noch einen Schoppen Most oder Bier mit Brot und Käse. Bei uns im Hospiz hatten es die Träger noch viel besser. Bei jeder Ankunft bekamen sie Suppe, Fleisch, Speck und Gemüse, sowie Most und zwar genug, was schon etwas heißen will.

Wenn alle diese Arbeiten vorüber waren, gab es eine kleine Ruhepause. P. Constantin reiste nach Luzern, Bruder Theodor ging nach Arth hinunter und unser lieber Melk wollte auch für drei Tage fort, um seine Verwandten in Dallenwil zu besuchen. P. Leonhard und meine Wenigkeit waren noch die einzigen im Hospiz. Da war ich also Sigrist, Koch, Kellner und Pförtner in einer Person.

Im Laufe des Sommers traf jeweilen der Bannwart von Arth bei uns ein. Er mußte das fürs Hospiz bestimmte Holz anzeichnen. Er kam immer zuerst ins Hospiz, um anzufragen, wo es für uns am bequemsten wäre. P. Constantin sel. war ein kluger Mann und richtiger Hausvater. Er wußte genau, daß man den Karren schmieren muß, wenn er gut laufen soll. Da hat er dann dem Herrn Bannwart etwas Hartes in die Hand gedrückt: das hat auch gewirkt. Wir bekamen an einer fast ebenen Stelle mehrere schöne Tannen. Im Spätherbst gingen wir dann an die Arbeit. Melk fällte die Tannen, Br. Theodor und ich versägten sie in Klötze à drei Fuß. War es schönes, gerade laufendes Holz, so versägten wir die Klötze viel kürzer. Diese Stücke wurden dann nicht verspalten, sondern aufbewahrt und Melk machte daraus im Winter Dach- und Randschindeln.

Solange die Witterung es erlaubte, trugen wir noch im Herbste das Holz heim. Es war zirka eine halbe Stunde weit. Bei Schnee und ungünstigem Wetter fabrizierte unser Melk Schindeln, Br. Theodor nahm mich zu sich ins Pförtnerstübchen, welches zugleich Lingerie war. Dort gab er mir Anleitung im Nähen und Flicker. Wir hatten genügend Arbeit. Es waren große Vorräte an Bett-, Tisch- und Küchenwäsche.

War auch Br. Theodor oft sehr übel gelaunt und manchmal grob, ich habe ihm längst verziehen. Er war trotzdem ein guter, treuer Mann. Ich habe ihm vieles zu verdanken. Habe bei ihm kochen gelernt, habe Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Gehorsam gelernt. Es ist mir in späteren

Jahren, da ich verheiratet und mein Fraueli krank geworden, oft nützlich gewesen, daß ich kochen konnte und alle übrigen häuslichen Arbeiten verstand. Auch unser lieber Melk war ein Muster von einem treuen Diener. Tag und Nacht, bei jeder Witterung und ohne Murren hat er seine oft sehr beschwerlichen Pflichten erfüllt. P. Constantin war auch nicht zu beneiden, er hatte sehr viel Ärger und Verdruß, könnte hierüber manches schreiben.

Nachdem der Winter eingerückt, wurde es ruhig und einsam hier. Der Melk mußte alle Wochen einmal nach Arth hinunter, um das nötige Brot, Fleisch und die Milch zu holen, ebenso auch allfällige Postsachen. Die Post im Klösterli wurde gemeinschaftlich besorgt, d. h. sämtliche Gasthäuser (vier an der Zahl: Krone, Sonne, Rößli und Schwert) und das Hospiz besorgten gegenseitig den Briefverkehr. Es ging fast alle Tage von diesem oder jenem Hause jemand ins Tal hinunter, und so hatten wir die Post fast immer regelmäßig. Auch hatten wir den ganzen Winter noch etwas Musik. Die Söhne von Herrn Faßbind zur Krone, vier an der Zahl, waren alle musikalisch gebildet. Nebst Schneeschaukeln die einzige Abwechslung. Schließlich ist auch der lange Winter vorübergegangen. Unfälle hat es gottlob keine gegeben.

Ich könnte nun eigentlich meinen Bericht schließen, denn der zweite Sommer, den ich auf Rigi-Klösterli zugebracht, war dem ersten ganz gleich; muß aber doch noch ein Ereignis erzählen, das ich auf der Rigi erlebt habe.

Es war an einem Herbstabend. Br. Theodor sagte zu mir: „Karli, morgen mußt du das Tausli anhängen und nach dem Eselberg hinüber. (Ein kleiner Weiler, etwa eine Stunde oberhalb Vitznau, zwischen Vitznauer Stock und Dossen.) Habe Bericht bekommen, du könnest dort Milch abholen.“ Hatte diesen Weg noch nie gemacht, die Lage war mir dennoch bekannt. Man sah diese Gehöfte sehr gut beim Niedersteigen nach Vitznau.

Am besagten Morgen, nach der heiligen Messe und nachdem ich meinen Kaffee getrunken, machte ich mich, das Tausli am Rücken, frohgemut auf den Weg. Br. Theodor hatte mir die Richtung, die ich einzuschlagen hätte, angegeben und dabei ernstlich betont, ich solle am Dossen (oberhalb Unterstetten) so weit wie möglich hinaufsteigen, sonst könnte ich in einen „Sack“ geraten. Er hat noch beigefügt, ich solle acht geben, daß ich nicht die hohe Felswand hinunterpurzle, sonst sei das Tausli kaputt.

Ich bin dann auch wirklich bis an den Dossen gelangt und glaubte, mehr wie hoch genug gestiegen zu sein. Ich marschierte einem breiten Bande entlang, und ganz in Gedanken versunken befand ich mich plötzlich auf einer schmalen, steilen Stelle, wo ich kein Gras mehr unter den Füßen hatte, sondern Riesi (Geröll). Oben Felsen, unten Felsen! Meine Lage war sehr kritisch und gefährlich. Vorwärts konnte ich nicht und rückwärts getraute ich mich nicht. Ich glaube, die liebe Gottesmutter hat mir eine

gute Idee gesandt. Ich legte mich flach auf den Boden, so mußte ich weniger riskieren auszugleiten und brauchte nicht in den fürchterlichen Abgrund unter mir hinabzublicken. In dieser Lage bewegte ich mich Zoll für Zoll rückwärts. Bei jeder Bewegung suchte ich zuerst mit dem Rigi-Stecken festen Halt am Boden. Ich bin mehr als eigentlich nötig war, rückwärts gekrochen, bis ich wieder aufzustehen wagte. Aber kaum war ich auf den Füßen, mußte ich wieder absitzen, denn nicht nur meine Beine, nein, der ganze Karli samt dem Tausli haben gezittert. Jetzt hatte ich Gelegenheit, die Stelle, wo ich gestanden, zu überblicken. Es sind jetzt gerade 50 Jahre seither. Es ist mir in späteren Jahren, hauptsächlich da ich als Conducteur und Zugführer Eisenbahndienst getan habe, oft sehr nahe gestanden; aber kein Ereignis ist mir so lebhaft in Erinnerung geblieben wie der „Fall am Dossen“.

Mein letztes Stündlein hatte noch nicht geschlagen. Ich lebe noch und warte mit Geduld, bis mich mein himmlischer Vater abberuft. Was wird er wohl zu mir sagen? „Karli, jetzt ist's genug. Ich habe lange mit dir Geduld gehabt. Bist aber trotzdem immer ein armer Sünder geblieben.“ Ich verzage aber nicht. Der liebe Gott wird mir meine Sünden verzeihen. Er weiß, daß der Karli auch oft zu Ehren der lieben Gottesmutter arg, sehr arg geschwitzt hat . . .

Mein Wunsch wäre, wenn mir der liebe Gott das Leben schenkt, nächsten Frühsommer noch einmal nach Rigi-Klösterli zu gehen, dort meine Andacht zu machen und, wenn es alsdann möglich ist und mir gestattet wird, noch einmal am Altare der lieben Gottesmutter einer heiligen Messe zu dienen.

*Karl Thalmann, alt Bahnbeamter
in Feldbrunnen, bei Solothurn.*

Archiv des Rigi-Klösterli unter V.

